

Kati Knack-die-Nuss

Gabriele Dietz (Hg.)

Kati Knack-die-Nuss

und andere Märchen
von schlaun Mädchen

Kati Knack-die-Nuss

s waren einmal ein König und eine Königin, die sich miteinander verheirateten. Sie waren beide schon einmal verheiratet gewesen und hatten jeder eine Tochter. Kati, die Tochter der Königin, war munter und unerschrocken, Anni, die Tochter des Königs, zart und schön. Die Mädchen liebten einander sehr und waren bald unzertrennlich.

Als sie nun herangewachsen waren, wurde die Königin böse auf Anni, weil sie glaubte, ihr Stiefkind sei schöner als die eigene Tochter, und wenn ein Prinz geritten käme, würde er Anni zur Frau nehmen und der König würde ihr sein Reich geben. Bald konnte die Königin an nichts anderes mehr denken, und eines Tages entschloss sie sich, zu der Hühnerfrau in der Schlucht zu gehen und sie um Rat zu bitten. Die Hühnerfrau kannte Zaubersprüche und Wundertränke und hatte noch jedem helfen können.

»Schick mir das Mädchen morgen in der Frühe«, sprach die Alte. »Ich will sehen, was ich tun

kann. Aber sie darf nichts gegessen und nichts getrunken haben, wenn sie kommt, sonst wird mein Zauber nicht wirken.«

Die Königin gab ihr ein Goldstück und versprach es.

Am anderen Morgen weckte sie Anni leise, damit Kati im Bett neben ihr nicht erwachte, und sagte: »Mein liebes Kind, geh für mich in die Schlucht zur Hühnerfrau und hol frische Eier. Die Magd hat sie vergessen.«

Das wollte Anni gern tun und machte sich gleich auf den Weg. Als sie aber durch die Küche des Schlosses kam, sah sie auf dem Tisch einen Brotkanten liegen, den steckte sie ein und aß ihn unterwegs.

Der Weg führte durch den Wald und an einem Rübenfeld vorbei. Endlich hatte sie die Schlucht erreicht und klopfte bei der Hühnerfrau an. »Guten Morgen«, sagte sie freundlich. »Die Königin schickt mich Eier holen.«

»Komm nur herein«, antwortete die Alte. »Nimm doch einmal den Deckel von dem Topf dort, dass du siehst, was für dich bestimmt ist.«

Anni tat wie geheißen, nahm den Deckel ab, aber der Topf war leer.

Da sagte die Hühnerfrau ärgerlich: »Hier hast du die Eier. Aber richte der Königin aus, sie soll die Tür zur Speisekammer besser verschließen!«

Anni bedankte sich und lief nach Hause. Als sie der Stiefmutter berichtete, was die Hühnerfrau ihr aufgetragen hatte, wusste die Königin, dass das Mädchen etwas gegessen hatte. Am anderen Morgen weckte sie sie wieder, um sie abermals in die Schlucht zu schicken, und diesmal begleitete sie Anni bis vor das Schloss, um sicher zu sein, dass sie nichts essen würde.

Anni lief den gleichen Weg wie am Tag zuvor und sie kam wieder an dem Rübenfeld vorüber, auf dem eine Bäuerin mit ihren Mägden arbeitete. Anni half ihnen, eine besonders große Rübe aus der Erde zu ziehen, und zum Dank schenkte ihr die Bäuerin eine schöne rote Runkelrübe. Die aß Anni gleich auf, weil sie so hungrig war.

In der Schlucht angekommen, klopfte sie wieder bei der Hühnerfrau an und fragte nach frischen Eiern.

»Komm nur herein«, sprach die Zauberin. »Und nimm doch bitte noch einmal den Deckel von dem Topf dort, dass du siehst, was für dich bestimmt ist.«

Anni nahm wieder den Deckel vom Topf, aber er war immer noch leer.

Da sagte die Hühnerfrau böse: »Hier hast du die Eier, nach denen die Königin dich schickt, aber sag ihr, dass kein Topf kochen kann, wenn das Feuer gelöscht ist.«

Anni tat wie geheißen und die Stiefmutter wusste, dass das Mädchen auf dem Weg in die Schlucht etwas gegessen hatte.

Am dritten Tag nun wollte die Königin sicher sein, dass der Zauber endlich gelänge, deshalb begleitete sie Anni beim Eierholen.

»Ah, die Königin ist mit dabei«, sprach die Hühnerfrau. »Gut, gut, so soll es denn wohl sein ... Kind, nimm doch bitte den Deckel vom Topf, dass du siehst, was für dich bestimmt ist.«

Anni kannte keinen Argwohn und nahm wieder den Deckel vom Topf und sah hinein. Im selben Augenblick verwandelte sich ihr schöner Kopf in den eines Schafes. Sie blökte verzweifelt, aber es war, wie es war – sie trug einen Schafskopf auf den Schultern. Die Königin packte das Mädchen am Arm und zog sie mit sich nach Hause.

Auf dem Schloss weinten und jammerten alle, die Anni sahen, am meisten aber grämte sich Kati. Was sollte nun aus ihrer Schwester werden? Noch am selben Tag fasste Kati den Entschluss, gemeinsam mit Anni in die Welt zu ziehen. Vielleicht würde es ihr gelingen, den Schafskopfzauber zu brechen und Anni in ein schönes Mädchen zurückzuverwandeln. Sie legte der Schwester ein weißes Tuch um den Kopf, nahm Brot mit, damit sie nicht Hunger leiden müssten, und schlich in der Nacht mit Anni aus dem Schloss.

Die Schwestern wanderten durch die Welt, aber nirgendwo trafen sie jemanden, der etwas über den Schafskopfzauber wusste. Die Sohlen an ihren Schuhen waren durchgelaufen, ihre Kleider zerrissen, als sie eines Abends an ein großes Schloss gelangten, wo sie höflich um ein Lager für die Nacht baten.

Der Wächter beäugte sie misstrauisch, weil Anni ihren Kopf ganz unter dem Tuch verborgen hielt, aber da sie zwei Mädchen waren und schon die Nacht hereinbrach, ließ er sie schließlich ein. Eine Zofe wies ihnen eine Kammer zu, brachte ihnen Brot und Wasser und war bemüht, freundlich zu sein, aber sie hatte verweinte Augen und sah ganz traurig aus. Da fragte Kati, was sie denn bedrücke, und die Zofe antwortete, dass alle im Schloss in tiefer Trauer seien, weil der Prinz, der einzige Sohn ihres Königs, von einer sonderbaren Krankheit befallen war, die niemand zu heilen vermochte.

»Was fehlt ihm denn?«, wollte Kati nun wissen.

»Er schläft den ganzen Tag und ist durch nichts zu wecken«, entgegnete die Zofe. »Er ist schon ganz matt und schwach, weil er nicht mehr isst, und der König ist so verzweifelt, dass er nur noch auf seinem Thron sitzt und jammert.

»Bring mich zum König«, sagte Kati. »Ich will versuchen, ihm zu helfen.«

Nun hatten schon viele Ärzte und Wunderdoktoren viele Heilmittel und Kräuter gegen den Schlaf des Prinzen ausprobiert und niemandem war es gelungen, ihn zu wecken. Weil es keine Hoffnung mehr gab und alles versucht werden musste, führte die Zofe Kati sogleich in den Thronsaal. Da hockte der König, den Kopf in die Hände gestützt, und blickte teilnahmslos vor sich hin.

»Herr König«, begann Kati, »Ihr dauert mich! Lasst mich versuchen, Euren Sohn zu wecken. Lasst mich einen Tag und eine Nacht bei ihm wachen.«

Der Vater des Prinzen sah überrascht auf. »Du? Ein Mädchen? Du willst meinem Sohn helfen? Ach, sei es, wie es sei, versuch dein Glück. Wenn es dir gelingt, will ich dich reich belohnen.«

So wurde Kati am nächsten Morgen in das Gemach des Prinzen geführt. Der schöne Jüngling lag in seinem Bett wie ein Toter, reglos und blass. Kati verspürte großes Mitleid. Sie setzte sich neben ihn in einen großen Lehnstuhl, sang Lieder und sprach zu ihm, aber er rührte sich nicht.

Als die Nacht hereinbrach, war es im ganzen Schloss ruhig geworden, nur das Feuer im Kamin des Prinzengemachs prasselte noch. Kati saß immer noch am Bett, sang Lieder und wartete.

Plötzlich regte sich der junge Mann. Wie ein Schlafwandler erhob er sich, kleidete sich an und

ging zur Tür. Er stieg die Treppe hinab, verließ das Schloss und ging hinüber zum Pferdestall. Kati schlich auf Zehenspitzen hinterdrein. Der Prinz sprach kein Wort; es war, als schliefe er mit offenen Augen. Er sattelte ein Pferd, sprang auf und ritt aus dem Stall. Kati schwang sich ohne einen Laut hinter ihn. Der Königssohn bemerkte sie nicht.

Sie ritten durch einen dunklen Wald. Als der Mond für kurze Zeit hinter einer Wolke hervortrat, sah Kati die Zweige eines Nussbaums neben sich herabhängen, die waren von Nüssen schwer, und sie pflückte sich schnell davon, so viele in ihre Taschen passten. Schon verschwand der Mond wieder hinter den Wipfeln und es wurde so finster, dass man die Hand nicht vor Augen sehen konnte. Das Pferd aber schien den Weg zu kennen, es lief ohne zu zögern und zu stolpern, bis sie zu einer großen Lichtung kamen.

Ein seltsamer Dämmer lag über der Lichtung und Kati erkannte einen grünen Hügel, vor dem das Pferd stehen blieb. Und nun geschah etwas Seltsames. Der Prinz fing an zu sprechen und sagte:

»Hügel, Hügel, öffne dich,
mach die Tore auf für mich.
Es warten schon die Feen fein,
drum lass den schönen Prinzen ein.«

Da öffnete sich der grüne Hügel und der Prinz sprang von seinem Pferd und ging auf den Eingang zu. Ein helles Licht leuchtete daraus hervor. Kati ließ sich vom Pferd gleiten, sprach: »Und ich will auch mit hinein!« und ging hinter dem Prinzen her.

In dem Hügel war ein großer, von tausenden Kerzen erleuchteter Saal, darin warteten viele, viele Feen. Sie waren so schön, dass es Kati den Atem nahm, und sie gingen dem Königssohn entgegen und führten ihn weiter in den Saal hinein. Kati verbarg sich unbemerkt hinter einem Felsvorsprung nahe der Tür und sah zu, was geschah. Musik erklang und die Feen begannen, mit dem Prinzen zu tanzen. Eine nach der anderen hielt ihn in den Armen und tanzte mit ihm zu glockenklarer Feenmusik. Sie tanzten ohne Pause bis zum ersten Hahnenschrei, dann verneigte sich der Prinz, ging zurück zum Eingang und sprach:

»Hügel, Hügel, öffne dich,
mach die Tore auf für mich.
Es wartet schon der Vater mein,
will morgen wieder bei euch sein.«

Bei diesen Worten taten sich die Zauberpforten wieder auf und der Mann schritt hindurch zu seinem Pferd, das auf der Lichtung auf ihn gewartet

hatte. Kati sprach: »Und ich will auch mit hinaus!« und stahl sich in seinem Schatten ins Freie. Der Hügel schloss sich hinter ihnen und alles sah aus wie auf einer gewöhnlichen Lichtung im Wald. Kati saß wieder hinter dem Prinzen auf und ritt mit ihm zurück in das Schloss. Unbemerkt gelangten sie in das Gemach des Prinzen, wo er sich erschöpft auf sein Bett warf und sofort in tiefen Schlaf fiel. Kati setzte sich in den Lehnstuhl, zog die Nüsse aus ihrer Tasche, knackte ein paar davon und dachte nach.

Als der König in den Raum trat, fand er beide schlafend. »Wie konnte ich nur glauben, ein einfaches Mädchen könnte meinen Sohn retten!«, dachte er betrübt. »Ach, es gibt keine Hilfe, er wird schlafen, immer nur schlafen bis an das Ende seiner Tage.«

Da erwachte Kati. Sie sah, wie niedergeschlagen der König war, und bat: »Lasst mich noch eine Nacht bei Eurem Sohn wachen! Ich weiß, warum er so tief schläft, aber ich weiß noch nicht, wie ich ihn aufwecken kann.«

Weil der Vater sich keinen anderen Rat wusste, war er einverstanden. Kati lief zu Anni und berichtete ihr, was sie erlebt hatte. »Und deshalb muss ich heute Nacht wieder mit dem Prinzen in den Feenhügel gehen. Vielleicht fällt mir etwas auf, womit ich den Zauber brechen kann.«

»Tu es nicht«, flehte Anni. »Ich bin schon verzaubert, was sollen wir anfangen, wenn auch dir etwas zustößt? Weißt du denn nicht, dass Feen jeden, der sich unerlaubt Zutritt zu ihrem Reich verschafft, sieben Jahre lang gefangen halten?«

Das hatte Kati nicht gewusst, aber es änderte nichts an ihrem Entschluss. »Ich muss mit dem Prinzen reiten«, sagte sie. »Wenn du gesehen hättest, wie wunderbar er tanzt! Und was für eine schöne Stimme er hat ... Ich muss ihn aus seinem Schlaf erwecken! Und es wäre doch möglich, dass wir von der Belohnung, die der König mir versprochen hat, ein Mittel gegen den Schafskopfszauber kaufen können.«

In der zweiten Nacht geschah alles wie in der ersten. Kati ritt mit dem Prinzen durch den dunklen Wald, pflückte sich wieder Nüsse von dem Baum und schlich mit dem Königssohn in den Hügel der Feen. Wie beim ersten Mal verbarg sie sich hinter einem Felsen am Eingang und sah dem Treiben in dem erleuchteten Saal zu. Zwei Feen tanzten dicht an ihr vorbei, und sie hörte die eine sagen: »Bald ist es soweit! Bald haben wir alle Macht über den schönen Mann! Dann wird er für immer bei uns bleiben!« Und die andere erwiderte: »Wie schon so viele vor ihm. Aber dieser Prinz ist der Schönste von allen!« Sie lachten und waren schon vorübergewirbelt.

Kati beobachtete gebannt, wie eine Fee den Königssohn einer anderen aus den Armen nahm und mit ihm weitertanzte, als sie plötzlich ein zartes Stimmchen neben sich vernahm. Sie blickte zu Boden und sah ganz in der Nähe ein winziges Feenkind, das spielte mit einem glänzenden Stab. Wieder tanzten zwei Feen an ihr vorüber und die eine sprach: »Seit wann darf die Kleine mit dem Zauberstab spielen?« Und die andere erwiderte: »Ach, lass sie, wenn sie mich nur nicht beim Tanzen stört. Es ist nur der Zauberstab gegen den Schafskopffluch, den mag sie ruhig ein Weilchen haben.«

Kati sann auf einen Weg, den Zauberstab unbenutzt an sich zu bringen. In ihrer Aufregung umschloss sie mit der einen Hand fest die Nüsse in ihrer Tasche, und da wusste sie mit einem Mal, was sie zu tun hatte. Sie nahm eine Nuss heraus und rollte sie vorsichtig zu dem Kind und dann noch eine und noch eine.

Das Kind ließ verwundert den Zauberstab los und kroch zu den Nüssen hin. Blitzschnell streckte Kati die Hand nach dem Stab aus und steckte ihn in ihre Tasche.

Da war auch schon der erste Hahnenschrei zu hören. Erschöpft verneigte sich der Prinz vor der Fee, mit der er zuletzt getanzt hatte, und sprach mit matter Stimme:

»Hügel, Hügel, öffne dich,
mach die Tore auf für mich,
es wartet schon der Vater mein,
will morgen wieder bei euch sein.«

Die Felstore öffneten sich und der Prinz trat müde hinaus in das Dämmerlicht. Kati hielt sich dicht hinter ihm und flüsterte: »Und ich will auch mit hinaus!« Kaum hatte sie das Tor passiert, schloss sich der Hügel hinter ihnen. Sie ritten zurück durch den finsternen Wald, gelangten unbemerkt in das Schloss, und der Prinz stieg mit schleppenden Schritten die Treppen zu seinem Gemach hinauf. Kati aber lief sofort zu ihrer Schwester. Sie berührte Annis Schafskopf mit dem Feenstab und im selben Augenblick saß wieder ihr schöner Kopf an seiner Stelle. Da waren beide froh und glücklich und Anni sagte: »Meine Schwester, hab tausend Dank! Ohne dich wäre ich bis an mein Lebensende ein Schaf geblieben. Aber nun bitte ich dich, lass uns diesen Ort verlassen, ehe die Feen bemerken, dass ihnen ein Zauberstab fehlt, und sie Rache nehmen können.«

Aber Kati schüttelte eigensinnig den Kopf. »Nein, Anni, das können wir nicht. Erst muss ich den Prinzen aus seinem Zauberschlaf erwecken. Ich will ihn noch ein drittes Mal in den grünen Hügel begleiten. Wenn ich nach dieser Nacht kein

Mittel weiß, wollen wir morgen nach Hause zurückkehren.« Und sie eilte sich, schnell zu dem Prinzen zu gelangen.

Als der König an diesem Morgen das Zimmer seines Sohnes betrat, bot sich ihm dasselbe Bild wie am Tag zuvor. Der Prinz schlief wie ein Toter auf seinem Bett, das Mädchen saß schlafend im Lehnstuhl, die Schalen geknackter Nüsse neben sich.

Kati erwachte, reckte und streckte sich und sprach: »Mein König, noch habe ich das Rätsel nicht gelöst, aber ich bin zuversichtlich, dass es mir gelingen wird. Lasst mich noch eine letzte Nacht bei Eurem Sohn wachen!«

Und so geschah es. Wieder erhob sich der Prinz, als die Nacht am tiefsten war, wieder ritt Kati mit ihm durch den dunklen Wald und füllte ihre Taschen mit Nüssen, und wieder betraten sie den Saal in dem grünen Hügel. Der Prinz tanzte Stunde um Stunde, bis er ganz erschöpft war, und Kati kauerte wieder hinter dem Felsen und sah ihm zu. Sie wollte schon verzweifeln, weil sie immer noch nicht wusste, wie sie den Mann aus der Macht der Feen befreien sollte, als sie abermals das kleine Kind sah, dem sie in der Nacht zuvor die Nüsse hingeworfen hatte. Es hockte neben einem geflochtenen Korb, in dem ein bunter Vogel saß.

Da tanzten die beiden Feen, die Kati schon ein-

mal belauscht hatte, auf den Felsvorsprung zu, hinter dem sie sich verbarg, und die eine sagte: »Seit wann darf die Kleine mit dem Korb spielen, in dem der Vogel sitzt, der uns den Prinzen nehmen kann?« Die andere aber lachte nur und antwortete: »Ach, lass das Kind nur spielen, damit ich tanzen kann. Es weiß doch niemand, dass unsere Macht über den Prinzen gebrochen ist, wenn er von diesem Vogel isst.«

Kati musste diesen Vogel haben! Wieder nahm sie ein paar Nüsse aus ihrer Tasche und warf sie dem Kind hin. Sie warf eine Nuss, eine zweite, und als die dritte der Kleinen geradewegs vor die Füße kullerte, ließ sie von dem Korb ab und kroch den Nüssen nach, die Kati eine nach der anderen über den Boden rollte.

Kati ergriff den Korb und verbarg ihn unter ihrem Umhang.

Bald war der erste Hahnenschrei zu vernehmen. Der Prinz verneigte sich wieder, sagte sein Sprüchlein auf, die Tore öffneten sich und er und Kati huschten hinaus und ritten zurück auf das Schloss. Der Prinz ließ sich bleich in die Kissen sinken, aber Kati machte sich sogleich daran, dem Vogel den Hals umzudrehen, ihn zu rupfen und zu braten.

Bald stieg ein verführerischer Duft aus der Pfanne über dem Feuer im Kamin und wenig später

begann sich der Königssohn zu regen. Kati drehte den Spieß mit dem Vogel, damit er von allen Seiten schön knusprig gebraten würde, und der Prinz schlug die Augen auf und blickte verwundert um sich.

»Wer bist du?«, fragte er verduzt. »Was tust du da?« Und setzte gleich hinzu: »Ich will von dem Vogel kosten, den du brätst, ich bitte dich.« Kati nahm den Spieß vom Feuer und reichte ihn dem Prinzen. Der nahm einen Bissen und noch einen und noch einen, dann erhob er sich von seinem Bett, breitete die Arme aus und sprach: »Wer immer du bist, du hast mich gerettet. Ich fühle, dass ich nie mehr zu dem grünen Hügel reiten und mit den Feen tanzen werde!« Er setzte sich zu ihr in den Lehnstuhl und gemeinsam knackten sie die Nüsse, die noch in Katis Taschen waren.

So fand sie der König. Überglücklich sagte er: »Mädchen, ich habe versprochen, dich reich zu belohnen. Nun sage mir, welchen Lohn du wünschst.«

»Ich will nichts anderes als den Prinzen zum Mann«, erwiderte Kati. Dieser Wunsch wurde ihr erfüllt und Kati und Anni kehrten mit dem Prinzen im Schlepptau glücklich nach Hause zurück.

Schottland

Die schlaue Riesin

s lebte einst vor vielen, vielen Jahren in Irland ein Riese mit Namen Cucullin. Er war der größte und stärkste Riese des Landes und gefürchtet von Küste zu Küste. Auch der Riese Finn, der schon manches vollbracht hatte, wovon man sich nah und fern berichtete, konnte sich mit Cucullin nicht messen: Mit Cucullin, der das weite Land ringsum zum Beben brachte, wenn er nur kräftig mit dem Fuß aufstampfte. Cucullin, der einmal sieben Riesen in einem Kampf besiegt hatte. Cucullin, der mit einer Hand einen Blitz vom Himmel fischen und in der Faust zu einem Pfannkuchen zerdrücken konnte.

Aber Finn hatte diesem größten aller Riesen doch etwas voraus: Er war verheiratet mit der Riesin Oona, die war gewitzter als jeder andere, und Finn hatte das größte Maul weit und breit. Jedem erzählte er, wie gern er diesen Cucullin einmal in die Finger bekäme, um ihm einen gehörigen Denkkettel zu verpassen.

In Wirklichkeit aber vermied er es seit Jahr und Tag, seinem Widersacher zu begegnen. Und so hatten sich die beiden noch nie gesehen, obwohl jeder verkündete, er würde dem anderen lieber heute als morgen über den Weg laufen, um die Kräfte mit ihm zu messen.

Eines Nachmittags, Finn kam gerade von einem Ausflug nach Schottland zurück, wurde ihm zugetragen, Cucullin habe sich entschlossen, Finn zu besuchen, um endlich herauszufinden, wer von ihnen der Stärkere wäre. Finn stand wie vom Donner gerührt. Was sollte er tun? Natürlich konnte er nicht das Land zum Beben bringen, Blitze zu Pfannkuchen zerdrücken und sieben auf einen Streich besiegen. Cucullin war weitaus stärker als er, noch dazu wusste jeder, dass er einen magischen Finger hatte, der ihm Zauberkraft verlieh. Was sollte er gegen ihn ausrichten? Es half nur eines, er musste schleunigst nach Haus zu Oona.

Unverzüglich machte Finn sich auf zum Gipfel der heulenden Winde. Dort oben stand mutterseelenallein sein Haus. Es gab keine Nachbarn weit und breit und Oona musste, wollte sie ein Schwätzchen halten, in Siebenmeilenstiefeln eine gute Stunde laufen. Der Wind blies mitunter so stürmisch, dass es durch sämtliche Ritzen zog. Die nächste Quelle war so weit entfernt, dass Oona einen ganzen Nachmittag unterwegs war,

um die sieben großen Eimer Wasser, die sie und Finn in der Woche brauchten, herbeizuschaffen. Doch so sehr sie auch klagte und schimpfte, so oft ihr Mann auch versprach, bei nächster Gelegenheit einen Brunnen zu bauen, es geschah doch nichts. Finn liebte die wunderbare Aussicht von hier oben. Vom Wipfel der heulenden Winde erkannte man jeden Riesen, der sich näherte, auf fünfzig Meilen und hatte genügend Zeit, Reißaus zu nehmen.

Als Finn nun sein Haus auf dem Berg erreichte, riss er die Tür so ungestüm auf, dass sie in den Angeln krachte, und er schrie: »Oona! Er ist hinter mir her! Lass uns fliehen!«

»Willkommen daheim, lieber Finn«, sagte seine Frau. »Bist du gekommen, um mir den Brunnen zu bauen, den du mir schon so lange versprichst?«

»Frau! Was redest du daher! Ich habe keine Zeit, Brunnen zu bauen, ich muss fliehen! Fliehen vor Cucullin, dem stärksten Riesen Irlands!« Und er begann zu greinen und zu jammern.

»Wann kommt er denn, dieser Cucullin?«, wollte Oona wissen.

Finn steckte rasch seinen linken Daumen in den Mund. Mit diesem Daumen hatte es eine besondere Bewandtnis: Wenn Finn mit ihm einen bestimmten Zahn berührte, konnte er sehen, wer sich wo aufhielt.

»Morgen kommt er, etwa um die Mittagszeit«, schrie er entsetzt. »Morgen Mittag! Ich bin verloren!«

»Ach, Finn«, sagte Oona, »lass mich nur machen. Leih mir nur deine Siebenmeilenstiefel, damit ich schnell zu den Nachbarn laufen kann.«

»Ich vergehe vor Angst und du läufst zu den Nachbarn! Ist das richtig? Sollen Mann und Frau nicht einander beistehen in guten wie in schlechten Zeiten? Habe ich nicht immer alles für dich getan, kannst du nicht auch einmal etwas für mich tun?«, fing ihr Mann an zu lamentieren.

»Jaja, du hast immer alles für mich getan ... Aber ist mir nicht immer etwas eingefallen, wenn es brenzlich für dich wurde?«

Mürrisch zog Finn seine Siebenmeilenstiefel aus. »Aber dass du mir ja rechtzeitig zurück bist«, rief er Oona nach, die schon aus dem Haus gestürzt war.

Oona besuchte ihre zehn nächsten Nachbarinnen und lieh sich von ihnen zwanzig flache, runde Bratpfannen aus, mit denen eilte sie zurück auf den Gipfel der heulenden Winde. Es wurde gerade Morgen, der Tag brach an, der Tag, an dem Cucullin ihren Finn besiegen wollte.

Obwohl sie sehr müde war, begann Oona, zwanzig große Brote zu backen, und in jedes Brot buk sie eine Pfanne ein, nur in ein einziges nicht.

Dann lief sie hinaus und entfachte auf ihrem Berg ein riesiges Feuer und piff drei Mal. So grüßten sich zu jener Zeit die Riesen untereinander und luden sich gegenseitig zu einer Mahlzeit ein.

»Frau, bist du von Sinnen?«, schrie Finn fassungslos. »Musst du diesen schrecklichen Cucullin auch noch herbitten? Willst du, dass er mich zum Gespött aller Riesen in Irland macht!?«

»Du musst mir vertrauen«, sagte Oona sanft. »Wenn alles gut geht, werde ich dich auch nie wieder bitten, mir einen Brunnen zu bohren.« Bei diesen Worten hatte sie aus dem hintersten Winkel ihrer Küche eine alte, verstaubte Wiege hervorgezogen, in der hatte vor hundert Jahren ihr Sohn geschlafen, als er noch ein kleiner Riese gewesen war. »Leg dich hinein«, verlangte sie von Finn, »tu so, als seist du dein eigenes Kind.«

Was sollte Finn machen? Aus dem Tal war schon das Dröhnen von schweren Schritten zu hören; das konnte nur Cucullin sein, der auf ihr Haus zuhielt. Finn sprang in die Wiege, ließ sich eine Mütze über beide Ohren ziehen und versprach, keinen Mucks von sich zu geben, solange Cucullin nicht besiegt wäre.

Es klopfte so gewaltig an der Tür, dass sie auf der Stelle zerkrachte. Der Riese, der draußen stand, war so groß, dass Oona nur seine Füße, seine Beine und seinen Bauch sehen konnte.

»Wohnt hier der Riese Finn?«, brüllte er.

»Allerdings!«, erwiderte Oona. »Tritt ein, wer auch immer du sein magst.«

»Ich bin Cucullin«, brüllte der Riese, zog den Kopf ein und trat über die Schwelle, »und ich bin hier, um das Großmaul Finn zum Kampf herauszufordern!«

»Du Ärmster!«, bedauerte ihn die Riesin. »Du bist Cucullin? Ich habe mir dich viel größer vorgestellt. Du musst wissen, Finn ist unterwegs, er sucht dich seit Tagen und will dich zu Brei schlagen, so hat er gesagt. Du tust mir leid, denn ich weiß, dass Finn in seinem Zorn keine Gnade kennt. Komm, stärk dich in jedem Fall ein wenig, ehe ihr miteinander kämpft. Ich habe Brot im Ofen, das ist gleich fertig.«

Cucullin wusste nicht recht, was er dazu sagen sollte. Doch noch ehe er annehmen oder sich verabschieden konnte, bat ihn die Frau: »Und wenn du schon einmal hier bist, dann tu mir einen Gefallen. Nimm doch bitte dies Haus und setz es vom Berg hinunter ins Tal. Das macht Finn immer, wenn es so windig ist wie heute.«

Das Kind in der Wiege am Feuer gab ein heiseres Krächzen von sich. »Willst du wohl still sein, du Unglücksbalg!«, schrie Oona. »Ach, Herr Cucullin, dieses Kind ist mein und Finns ganzer Kummer, sechs Monate alt und er passt immer

noch in die Wiege und vermag es nicht, ein Klafter Holz zu heben.«

Cucullin wurde langsam mulmig zumute. Er wollte sich aber nichts anmerken lassen und ging vor das Haus. Er bewegte den Mittelfinger seiner rechten Hand auf und ab, dann stieß er einen furchtbaren Schrei aus, hob mit beiden Händen Finns Haus hoch und lief mit ihm hinab ins Tal. Schwer atmend setzte er es dort auf den Boden, zog den Kopf ein und ging wieder zu Oona in die Küche.

»Danke«, sagte die nur so dahin, »noch einen kleinen Moment, die Brote sind gleich fertig. Vielleicht könntest du mir bis dahin noch einen Gefallen tun? Eigentlich wollte Finn mir heute den Felsen dort auseinanderreißen. Darunter liegt eine Quelle und das Wasser könnte ich gleich für den Abwasch brauchen. Willst du das rasch für mich tun?«

Das Kind in der Wiege brach in Schluchzen aus. »Ssscht!«, machte Oona nur und begann die Wiege zu schaukeln.

Cucullin starrte sie verwundert an. Er fühlte sich sehr, sehr unbehaglich, unbehaglicher noch als damals bei der Begegnung mit den sieben Riesen. Aber er wollte sich nichts anmerken lassen und ging hinaus. Er bewegte wieder den Mittelfinger seiner rechten Hand auf und ab und stieß

einen Schrei aus, so furchtbar, dass die Felswände ringsum nicht wagten, ein Echo zurückzuwerfen. Mit aller Macht riss er an dem Felsen, den Oona ihm gezeigt hatte, und tatsächlich barst er und eine klare Quelle sprang daraus hervor.

Schweißüberströmt betrat Cucullin die Hütte.

»Danke«, sagte die Riesin. »Und nun setz dich und iss.«

Cucullin setzte sich an den Tisch, langte nach einem Brot und biss herzhaft hinein.

Kaum hatte er seine Zähne hineingeschlagen, sprang er wutentbrannt auf.

»Aua!«, schrie er. »Willst du mich umbringen? Du lässt mich Häuser versetzen, Felsen zerreißen und schlägst mir zum Dank die Zähne aus!«

Und wirklich hatte er sich an dem Brot einen Zahn ausgebissen.

»Was hast du?«, erkundigte sich Oona teilnahmsvoll. »Schmeckt dir mein Brot nicht? Finn liebt es so kross ... Vielleicht war dieses eine zu heiß gebacken, versuche ein anderes.«

Cucullin langte nach einem zweiten Brot, biss hinein und jaulte auf wie eine Katze. »Au!«, tobte er. »Bring mir dies Brot aus den Augen, ich bitte dich!«

»Nun nimm dich aber ein bisschen zusammen«, sagte die Riesin tadelnd. »Dieses Brot isst Finn jeden Abend und selbst meinem schwächlichen

Söhnchen dort in der Wiege bekommt es. Siehst du?«

Sie reichte den einen Laib, in den sie keine Pfanne gebacken hatte, in die Wiege.

Finn biss schmatzend von dem Brot ab.

»Großer Donner!«, stieß Cucullin hervor. »Was hat dieses Kind für Zähne!?«

»Kleine, weiße Milchzähnen«, erwiderte Oona, »komm, überzeug dich selbst.«

Oona kitzelte Finn unter dem Kinn, damit er den Mund aufmachte, und Cucullin steckte folgsam den Mittelfinger seiner rechten Hand in seinen Mund. Da biss ihm Finn mit einem Happs den Zauberfinger ab.

Voller Entsetzen blickte Cucullin auf seine blutende Hand und fing an zu schreien. Er schrie noch, als er schon viele Meilen entfernt sein musste und das Dröhnen seiner Füße nur noch schwach zu spüren war.

»Du kannst ruhig in der Wiege bleiben«, sagte Oona zu Finn. »Ich will noch schnell auf ein Schwätzchen zur Nachbarin, wo ich es nun nicht mehr so weit habe. Und du musst dich auch nicht mehr um den Brunnen kümmern, das hat Cucullin für mich getan.«

Sprach's, gab der Wiege noch einen sanften Stoß und war schon zur Tür hinaus.

Irland

Ewiger Berg

ange, lange ist es her, da gab es einen Ringer, der in Japan sehr berühmt war und der Ewiger Berg genannt wurde. Jeden Herbst schnürte er sein Bündel, kleidete sich in sein Reisegewand, band das Haar zusammen und machte sich auf den Weg in die Hauptstadt. Dort trafen sich die Stärksten des Landes, um vor dem Kaiser zu ringen und den Besten von ihnen zu ermitteln.

Wieder war es Herbst geworden und Ewiger Berg auf seinem Weg in die Hauptstadt des Reiches. Er schritt frohgemut aus, denn er fühlte sich stärker denn je. Seine Beine waren kräftig wie mächtige Säulen, sein Bauch wölbte sich über dem Gürtel wie ein riesiger Ball. Er ging nun schon zwei Tage und zwei Nächte, ohne müde zu werden, und er dachte, dass er in diesem Jahr früher als sonst in der Hauptstadt eintreffen würde, weil er ohne Pause direkt dorthin gehen könnte. Ewiger Berg wanderte fröhlich über Berg und Tal und summte vor sich hin. Er hatte nur sein Bündel mit Proviant

und dem Ringergewand bei sich. Ein Schwert brauchte er nicht – er war so stark, dass er auch durch den dunkelsten Wald ohne Waffe ging. Wie er so wohlgefällig ein Tal durchschritt, sah er vor sich ein Mädchen, das vom Wasserholen kam. Sie trug zwei gefüllte Eimer, in jeder Hand einen, und lief doch leichtfüßig vor ihm her.

Ewiger Berg, der nun schon lange allein unterwegs war, hatte Lust, dem Mädchen einen Streich zu spielen. Er näherte sich ihr leise, und als er sie erreicht hatte, streckte er die Hand aus und kitzelte sie.

Das Mädchen stellte die Eimer ab, drehte sich um und lachte. Sie griff nach der Hand von Ewiger Berg und hielt sie fest.

Auch Ewiger Berg lachte. »Du hast mich gefangen, Mädchen«, sagte er vergnügt. »Ich komme nicht mehr frei.«

»Ja«, sagte das Mädchen nur.

Ewiger Berg verbeugte sich und wollte seinen Weg fortsetzen. Aber das Mädchen hielt ihn fest. Er versuchte sich zu befreien, aber es gelang ihm nicht. Er zog ein bisschen an seiner Hand, aber das Mädchen ließ ihn nicht los.

»Bitte«, sagte er da, »bitte, lass mich gehen. Du musst wissen, dass ich ein sehr starker Mann bin, einer der stärksten Männer des Landes. Wenn ich fest ziehe, könnte es sein, dass ich dir wehtue.

Entschuldige, dass ich dich gekitzelt habe, aber ich muss nun weiter. Ich bin auf dem Weg in die Hauptstadt, um vor dem Kaiser zu ringen.«

Das Mädchen lachte immer noch. »Ich liebe starke Männer«, sagte sie.

Da wurde Ewiger Berg zornig. Er setzte seinen rechten Fuß vor und stemmte sein Bein, dick wie ein Baumstamm, in den sandigen Weg und begann zu ziehen, so fest er nur konnte. Aber er kam nicht los von ihr. Das Mädchen nahm die Eimer mit der freien Hand wieder auf und zog Ewiger Berg hinter sich her.

Der Ringer begann zu weinen. Wenn ihn jemand so sähe! Er wand sich und zerrte und zapfelte, aber es half ihm alles nicht, er musste dem Mädchen folgen.

»Lass mich los!«, bettelte er schließlich. »Ich will in die Hauptstadt und vor dem Kaiser ringen. Ich bin Ewiger Berg! Ich bin der berühmte Ewiger Berg! Du bringst Schande über mich!«

Das Mädchen wandte sich zu ihm um und sah ihn mitleidig an. »Ich will dir nur helfen«, sagte sie. »Ich will dir zeigen, wie du ein wirklich starker Mann werden kannst. Komm mit mir in das Haus meiner Mutter und Großmutter und wir werden einen Mann aus dir machen, der den Namen Ewiger Berg zu Recht trägt.«

Was sollte Ewiger Berg tun? Er konnte sich

nicht befreien, er musste dem Mädchen folgen, das trotz der Wassereimer und seines Gewichtes leicht über Stock und Stein sprang. Ewiger Berg stolperte mit hängenden Schultern hinter ihr her, die Augen zu Boden geschlagen, denn er fürchtete, sie könnten jemandem begegnen. Aber das Tal war menschenleer.

Als sie etwa eine Stunde so gegangen waren, rief das Mädchen plötzlich: »Oh, da ist Mutter. Sie bringt die Kuh heim.«

Ewiger Berg blickte in die Richtung, in die das Mädchen zeigte, und sah eine Frau schnellen Schrittes den Berg hinunterkommen, die trug eine ausgewachsene Kuh auf den Schultern. Als die Frau ihre Tochter erkannte, setzte sie die Kuh ab und hob den Arm zum Winken. Das Mädchen winkte zurück und ging nun immer schneller, so schnell, dass Ewiger Berg ihr nicht mehr folgen konnte. Er ließ sich einfach ziehen und sein schönes Reisegewand wurde ganz schmutzig vom Staub. Als sie die Frau erreicht hatten, sagte das Mädchen: »Mutter, das ist Ewiger Berg. Er will vor dem Kaiser ringen. Wir wollen ihn bei uns aufnehmen und einen wahrhaft starken Mann aus ihm machen.«

»Das ist eine gute Idee, meine Tochter. In einem Jahr kann viel geschehen. Wir wollen dafür sorgen, dass er der Stärkste ist, wenn er im nächsten Herbst vor den Kaiser tritt.«

Ewiger Berg liefen die Tränen über das große Gesicht. »Weine nicht, junger Mann«, sagte das Mädchen. »Großmutter, Mutter und ich werden dir gutes Essen geben. Wenn du etwas kräftiger geworden bist, kannst du uns bei der Hausarbeit helfen. Ich verspreche dir, das Jahr wird im Nu herum sein.«

Die Mutter nickte freundlich und nahm die Kuh wieder auf die Schultern. »Ich trage sie, damit wir schneller vorankommen«, sagte sie.

Gemeinsam setzten sie ihren Weg fort – Ewiger Berg, das Mädchen, hinter dem er weinend herlief, und ihre Mutter mit der Kuh. Sie hatten eine gute Wegstrecke ohne Pause zurückgelegt, als sie endlich in einem grünen Tal ein kleines Haus erblickten. »Dort sind wir zu Hause«, wandte sich das Mädchen freundlich an den schwer atmenden Ewiger Berg, »dort leben Mutter, Großmutter und ich. Ich will dich mit Großmutter bekannt machen, denn in der ersten Zeit könntest du ihr bei der leichten Hausarbeit helfen. Großmutter ist nicht mehr die Jüngste, musst du wissen, und sie kann etwas Hilfe gebrauchen. Sie hört auch nicht mehr gut.«

Sie gingen weiter auf das Haus zu, dann ließ das Mädchen Ewiger Berg los, legte beide Hände an den Mund und rief laut: »Großmutter, wir sind es! Wir haben Besuch mitgebracht!«

Ewiger Berg war zu erschöpft, um auch nur an Flucht zu denken. Verstört besah er die Hand, an der das Mädchen ihn gezogen hatte und die mit blauen Flecken übersät war.

In diesem Moment trat eine kleine, alte Frau aus dem Haus. Ihr Kopf wackelte und sie stützte sich auf einen Stock. »Was hast du gesagt, mein Kind?«, rief sie. Auch ihre Augen schienen nicht mehr die besten zu sein, denn kaum hatte sie einige Schritte auf die Ankömmlinge zu gemacht, als sie auch schon über die Wurzel eines mächtigen Kirschbaumes stolperte.

»Nun ist es aber genug!«, rief sie zornig. »Jedes Mal, wenn ich aus dem Haus trete, steht mir dieser Baum im Wege!«

Sie legte ihre dürren Arme um den Stamm und zog den Baum mit einem einzigen Ruck aus der Erde.

Ewiger Berg schlug entsetzt die Hände vor das Gesicht.

»Großmutter«, sagte das Mädchen sanft, »verheb dich nicht! Lass mich den Baum wegwerfen. Sieh nur, wen wir mitgebracht haben.«

Während die Alte mühsam näher humpelte, setzte ihre Tochter die Kuh ins Gras, ging hinüber zu dem Baum, hob ihn auf und schleuderte ihn über den Hügel, als wäre er ein geschnitzter Pfeil.

Ewiger Berg sank ohnmächtig ins Gras.

»Ein hübscher junger Mann«, kicherte die Großmutter. »Ein bisschen schwach vielleicht, aber er sieht gutmütig aus. Warum schläft er hier draußen? Ich will ihn ins Haus tragen, vielleicht kommt er drinnen wieder zu Kräften. Ich habe Reis gekocht, davon soll er kosten.«

Ewiger Berg blieb ein Jahr im Haus der drei starken Frauen.

Im ersten Monat lag er nur teilnahmslos auf einem Lager, das das Mädchen ihm bereitet hatte. Er aß von dem Reis, den die Großmutter jeden Tag für ihn kochte, aber er stand nicht auf und blickte nur traurig vor sich hin.

Als der zweite Monat anbrach, sagte das Mädchen sanft zu ihm: »Ewiger Berg, willst du nicht aufstehen und Großmutter bei der Arbeit im Haus helfen?« Aber Ewiger Berg blieb auf seinem Lager.

Als der dritte Monat begann, sagte das Mädchen vorwurfsvoll: »Ewiger Berg, wie sollen wir einen starken Mann aus dir machen, wenn du nur auf deinem Lager liegst? Steh auf und hilf Großmutter, sie ist alt und kann nicht mehr alles allein tun.«

Da stand Ewiger Berg auf. Jeden Tag half er nun, die einfachen Arbeiten in Haus und Hof zu verrichten. Er arbeitete und aß den Reis, den die Großmutter bereitete. Als der dritte Monat herum war, sagte das Mädchen: »Mutter, Großmutter,

was meint ihr? Können wir es wagen, Ewiger Berg mit Großmutter ringen zu lassen?«

Aber ihre Mutter antwortete: »Nein, mein Kind, lass uns noch ein Weilchen warten. Ich will nicht, dass Großmutter ihn verletzt, gerade jetzt, wo er anfängt, ein bisschen kräftiger zu werden.«

Ewiger Berg arbeitete einen weiteren Monat in Haus und Hof und eines Abends zwinkerte die Großmutter ihm zu und fragte: »Nun, wie ist es, wollen wir einen kleinen Kampf wagen?«

Ewiger Berg hatte viele Monate nicht gerungen und er spürte, dass sich jede Faser seines mächtigen Körpers danach sehnte, einen Gegner bei den Schultern zu packen. Aber er hatte auch Angst, dass ihn die alte Frau wie einst den Kirschbaum hochheben könnte. Aber weil das Mädchen ihn erwartungsvoll ansah und ihre Mutter freundlich nickte, verneigte er sich vor der Alten und folgte ihr nach draußen vor die Hütte.

Sie rangen ein paar Minuten, dann hatte ihn die Großmutter zu Boden geworfen.

»Tu ihm nicht weh!«, rief ihre Enkeltochter und beugte sich besorgt über Ewiger Berg. »Das war sehr gut!«, sagte sie zu ihm. »Du bist wirklich auf dem besten Wege, ein wirklich starker Mann zu werden.«

Von nun an rang Ewiger Berg jeden Abend mit der alten Frau und jeden Tag gelang es ihm ein

bisschen länger, auf den Beinen zu bleiben. Als der siebte Monat um war, konnte er zum ersten Mal die Großmutter für kurze Zeit zu Boden drücken.

»Sieh an, sieh an«, sagte sie vergnügt, »hat dich mein Reis doch endlich zu Kräften kommen lassen!«

Das Mädchen umarmte Ewiger Berg glücklich – und sehr behutsam, um ihm kein Haar zu krümmen. »Wirf ihn nicht ab, Großmutter«, sagte sie, »du könntest ihm wehtun!«

Ewiger Berg wurde stärker und stärker. Er aß weiter Tag für Tag den Reis, den die Frauen ihm bereiteten, und arbeitete im Haus und auf dem Hof. Wenn er mit der Großmutter rang, war es nicht mehr sicher, wer gewinnen würde. Sie erlaubten ihm nun auch, die Kuh auf die Weide zu tragen und Bäume, die ein Sturm entwurzelt hatte, aus dem Tal zu werfen. Sein Gewand war zerschunden und zerrissen, und als der Sommer kam, legte er es ab und arbeitete nur mit seinem Tuch bekleidet.

Eines Abends, als er beim Ringen unterlegen war und traurig auf die grünen Kuppen der Hügel rings um das Tal blickte, sagte die alte Frau zu ihm: »Ja, ich habe dich besiegt, aber glaube mir, du bist der stärkste Mann im ganzen Reich. Setz nur einmal deinen Fuß mit aller Kraft auf!«

Ewiger Berg hob seinen rechten Fuß und setzte

das Bein, stark wie eine Säule im Palast des Kaisers, wieder zu Boden. Die Wucht erschütterte die Erde und noch in den entfernt gelegenen Dörfern wunderte man sich über den Donner ohne Regen und Blitz.

»Großmutter hat recht, du bist wahrhaft stark geworden«, ließ sich die Mutter des Mädchens vernehmen. »Ich glaube, wir können es wagen und dich vor den Kaiser ziehen lassen. Geh in die Hauptstadt und zeige allen, was wahre Stärke ist. Zuvor aber nimm unsere Kuh, trag sie in die Stadt und verkaufe sie. Mit dem Geld, das du für sie bekommst, kauf dir einen prächtigen Seidenstoff und lass dir ein neues Gewand nähen, damit du herrschaftlich vor den Kaiser trittst – wie es sich für einen Mann von wirklicher Stärke gehört.«

»Das kann ich unmöglich annehmen!«, erwiderte Ewiger Berg gerührt. »Eure Kuh ist das einzige Tier, das euch bei der Feldarbeit hilft.«

»Ach, kleiner dummer Ewiger Berg!«, lachte das Mädchen. »Weißt du immer noch nicht, dass ich oder Mutter stärker sind als fünf Ochsen zusammen? Die Kuh hat noch niemals den Pflug gezogen ... Nimm sie nur, es ist ohnehin ein bisschen mühsam, sie jeden Tag auf die Weide zu tragen.«

»Dann müsst ihr das Gold annehmen, dass ich beim Ringen vor dem Kaiser gewinnen werde«, entgegnete Ewiger Berg beschämt.

Alles geschah so, wie die Frauen es vorgeschlagen hatten.

Am nächsten Morgen packte Ewiger Berg sein Bündel, verabschiedete sich von Großmutter, Mutter und dem Mädchen, hob die Kuh auf die Schulter und machte sich auf den Weg in die nächste Stadt. Auf dem Markt verkaufte er die Kuh und gab das Geld für die schwerste Brokatseide aus, die zu bekommen war. Ein Schneider nähte ihm ein kostbares Gewand. Ewiger Berg band sich das Haar nach Ringerart zu einem Knoten und setzte seine Wanderung in die Hauptstadt fort.

Als er dort anlangte, waren bereits viele Ringer im Palast des Kaisers versammelt.

»He, Ewiger Berg!«, riefen sie, erfreut, ihn zu sehen. »Wo bist du im letzten Jahr gewesen? Wir dachten schon, du hättest das Ringen aufgegeben!«

Ewiger Berg sagte nichts. Er sprach überhaupt sehr wenig. Wenn die anderen sich Geschichten über ihre unerhörte Krafterzählten oder mit ihrem Gewicht prahlten, hielt er sich abseits. Die Ringer wunderten sich über ihn, aber weil sie vor allem mit den bevorstehenden Wettkämpfen beschäftigt waren, fragten sie nicht weiter.

Endlich war es so weit – im Hofe des Kaiserpalastes sollten das Ringen beginnen. Auf den Tribünen saßen die Höflinge und Zofen des Kai-

serpaares; der Kaiser selbst aber blieb hinter einer Leinwand verborgen, in das zwei Löcher zum Hindurchgucken geschnitten waren, denn er war zu vornehm, als dass ihn gewöhnliche Menschen zu Gesicht bekommen durften.

Gleich den ersten Kampf hatte Ewiger Berg zu bestreiten. Er sollte gegen einen sehr großen, sehr dicken Mann ringen. Beide warfen etwas Salz in den Ring, das sollte die bösen Geister vertreiben, und standen sich ein Weilchen reglos gegenüber. Schließlich hob der große, dicke Ringer einen Fuß und setzte ihn mit aller Kraft wieder auf, dass der Boden zitterte. Die Höflinge auf den Tribünen zogen erstaunt die Augenbrauen in die Höhe. Da hob Ewiger Berg einen Fuß und stampfte auf und ein Donnern erfüllte die Luft, dass der Palast erschüttert wurde und der andere Ringer zu Boden fiel. Ein Raunen war von den Tribünen zu hören, als sich Ewiger Berg vor der Leinwand des Kaisers verneigte und aus dem Ring trat.

Verdutzt stand sein Gegner wieder auf, verneigte sich ebenfalls und verließ eilig den Ring ... den Palast ... die Hauptstadt. Er hatte beschlossen, nie wieder zu ringen.

So erging es nacheinander fünf Männern, die gegen Ewiger Berg antraten. Es kam nicht zum Kampf, denn die Ringer suchten das Weite, noch bevor Ewiger Berg wirklich mit ihnen ringen konn-

te. Er brauchte nur auf den Boden zu stampfen und der Kampf war beendet. Dem Kaiser missfielen Donner und Beben und das ließ er Ewiger Berg freundlichst mitteilen. Der nahm darauf seine Gegner sanft hoch, trug sie behutsam durch den Ring vor die Leinwand des Kaisers, setzte sie ab und verneigte sich.

In diesem Jahr war der Wettkampf schon nach einem halben Tag beendet. Ewiger Berg hatte die Teilnehmer durch den Ring getragen oder sie hatten erst gar nicht gegen ihn antreten wollen. Der Kaiser war es sehr zufrieden, denn er mochte im Grunde seines Herzens das Ringen nicht und war froh, rasch wieder in sein Studierzimmer zu gelangen. Er ließ Ewiger Berg ein Säckchen mit Gold übergeben und winkte ihn noch einmal zu sich heran, indem er einen Finger durch das Loch in der Leinwand streckte.

»Ewiger Berg«, sagt er freundlich, »du solltest mit dem Ringen aufhören. Du hast deine Mitbewerber unglücklich gemacht.«

»Das verspreche ich gern«, erwiderte Ewiger Berg, »ich habe ohnehin beschlossen, Bauer zu werden.«

Und so geschah es. Ewiger Berg kehrte zurück in das Tal, in dem die drei starken Frauen lebten. Er heiratete die jüngste von ihnen und lebte glücklich und zufrieden. Jeden Abend rang er mit der

Großmutter, und wenn er den Kampf verlor und
mit dem Fuß aufstampfte, erschütterte Donner
und Beben die Berge ringsum.

Japan

Die Hirtin wird Zarin

s lebte einst ein mächtiger Zar, der langweilte sich in seinem Palast und sann auf Abwechslung. Eines Tages ließ er bekannt geben, wer den großen Stein auf dem Platz vor seinem Schloss schlachten könne, den wolle er fürstlich belohnen und zum höchsten Minister seines Reiches machen.

Nun strömten junge Männer herbei und versuchten, die Aufgabe zu lösen. Sie fanden aber bald heraus, dass es kein Mittel gab, einen Stein zu schlachten, und kopfschüttelnd kehrten sie wieder heim.

In einem Dorf lebte ein kluges Mädchen, eine Schafhirtin. Wie sie hörte, was der Zar verlangte, kleidete sie sich als Mann und machte sich auf in die große Stadt. Sie trat vor den Zaren und sagte: »Zar, ich werde den Stein schlachten.«

Am Morgen des nächsten Tages versammelten sich mehr und mehr Menschen vor dem Palast, um zu sehen, wie der junge Bursche das anstellen

würde. Als die festgelegte Stunde gekommen war, hatte sich schon eine große Menschenmenge eingefunden. Das Mädchen kam und zog ein Messer aus der Tasche. Man wartete, bis auch der Zar und sein Gefolge ihre Plätze eingenommen hatten. Dann trat das Mädchen vor und sprach laut und vernehmlich: »Zar, wenn Ihr wollt, dass ich diesen Stein schlachte, so gebt ihm zunächst eine Seele, dann will ich es tun.«

Der Zar wollte aufbrausen, doch die Rede des Burschen hatte ihn so verblüfft, dass er innehielt und sagte: »Ich sehe, du bist ein kluger Mann. Du sollst fürwahr mein erster Minister werden, wenn du noch eine Aufgabe lösen kannst.«

»Sagt mir, was ich tun soll, und ich will Euch zu Diensten sein«, entgegnete das Mädchen.

Der Zar sprach: »Komm wieder in drei Tagen. Bring mir ein Geschenk und bring es mir auch nicht. Du sollst geritten kommen und auch nicht reiten und die Menschen sollen dich empfangen und auch nicht empfangen.«

Die Hirtin verneigte sich und ging zurück in ihr Dorf. Dort nahm sie drei Hasen und zwei Tauben und holte eine ihrer Ziegen von der Weide. Sie steckte die Hasen in einen Sack, die Tauben unter ihre Bluse, setzte sich auf die Ziege und machte sich wieder auf den Weg in die Stadt. Vor den Toren angelangt, wies sie die Wächter an, allen an-

zuzeigen, dass sie auf dem Wege zum Zaren sei. Als die Menschen das hörten, liefen sie ihr entgegen, um sie zu empfangen. Auch den Zaren hielt es nicht in seinem Palast, er machte sich auf, ihre Ankunft zu beobachten.

Als das Mädchen die vielen Menschen erblickte, die ihr entgegenströmten, öffnete sie den Sack und ließ die Hasen frei. Da stoben die Leute auseinander und versuchten, die Tiere zu fangen. Das Mädchen ritt auf der Ziege. Nach ein paar Schritten ging sie ein Stück, die Ziege zwischen den Beinen, dann hob sie die Füße wieder in die Höhe und ließ sich tragen.

So ging es immer hin und her und das sah recht merkwürdig aus. Als die Hirtin vor dem Zaren stand, zog sie die zwei Tauben aus ihrer Bluse hervor und reichte sie ihm. Als er aber die Hand danach ausstreckte, ließ das Mädchen sie los und die Vögel stiegen in den Himmel auf.

»Nun«, sprach die Hirtin, »habe ich Eure Aufgabe gelöst? Ich bin geritten und nicht geritten, die Menschen haben mich empfangen und nicht empfangen, ich habe euch ein Geschenk gebracht und nicht gebracht.«

Der Zar war sprachlos und betrachtete den Bur-schen voller Hochachtung. »Du bist der Klügste in meinem großen Reich«, sprach er, »und du sollst meinerster Minister werden.«

Die Hirtin, der der Zar wohl gefiel, trat zu ihm hin und flüsterte ihm ins Ohr: »Aber ich bin kein Bursche, ich bin ein Mädchen!«

Da hielt der Zar noch am selben Tage mit ihr Hochzeit und sie lebten glücklich und zufrieden bis an ihr Ende.

Bulgarien

Kamala und die sieben Räuber

n einer kleinen Stadt lebte vor langer Zeit eine Frau, die einen nichtsnutzigen Barbier geheiratet hatte.

Der Mann kümmerte sich wenig um seine Geschäfte, sondern saß lieber auf dem Markt und schwatzte, bis es Zeit war, nach Hause zu gehen, um das gute Mahl zu verspeisen, das seine Frau jeden Abend kochte. Kamala, so hieß die Frau des Barbiers, war nicht nur eine gute Köchin, sondern überdies schlau und nie um eine Antwort verlegen. Und sie tat stets nur das, was sie wollte, und scherte sich nicht um das Gerede der Nachbarn.

Eines Abends kehrte der Barbier von einem müßigen Tag in der Stadt in sein Haus zurück und wunderte sich, dass der Tisch nicht wie sonst gedeckt war. »Was hat das zu bedeuten, Frau?«, fragte er.

»Es gibt nichts zu essen heute«, antwortete Kamala. »Wir haben kein Geld mehr, keine ein-

zige Rupie, weil du auf dem Markt herumtrödelst, statt Haare zu schneiden und Bärte zu stutzen. Es gibt keine Mahlzeit, bis du Geld herbeischaffst!«

Der Mann war hungrig, aber so sehr er auch suchte, er fand nicht einmal ein Eckchen Brot im Haus. Da begriff er, dass es Kamala ernst war.

»Die Geschäfte gehen schlecht«, klagte er. »Kaum noch einer lässt sich den Bart scheren, ich kann kein Geld nach Hause bringen.«

Ein Wort gab das andere, bis Kamala schließlich wütend rief: »Dann gehst du eben zum Rajah und bittest ihn um etwas zu essen. Er wird die Bitte nicht abschlagen, er hat genug und außerdem brächte es ihm Unglück.«

Der Barbier wollte nicht zum Rajah gehen und betteln, aber er wusste, wenn sich seine Frau etwas in den Kopf gesetzt hatte, gab sie nicht eher Ruhe, als bis es geschehen war. Um des lieben Friedens willen machte er sich am anderen Morgen auf zum Palast des Herrn. Tatsächlich gelang es ihm, zum Rajah geführt zu werden, doch als er vor dem reichen Mann in seinem prunkvollen Palast stand, bekam er kein Wort heraus.

Der Diener, der ihn hergeleitet hatte, stieß ihn in die Seite und zischte: »Nun sprich! Der Rajah hat nicht ewig Zeit für dich!«

»Herr«, begann der Barbier ängstlich, »ich wollte Euch um etwas bitten. Gebt mir ... gebt

mir ...« Aber er hatte in der Aufregung vergessen, worum er bitten sollte.

»Was soll ich dir geben?«, fragte der Rajah.
»Heraus mit der Sprache!«

»Gebt mir ... gebt mir ... irgendetwas, das Ihr nicht mehr braucht«, brachte der Barbier heraus und war froh, es hinter sich zu haben.

»Das Einzige, was ich nicht mehr brauche, ist das wüste Land am Stadtrand, das kannst du haben, wenn du magst«, sagte der Rajah ärgerlich.
»Und nun fort mit dir und stiehl mir nicht meine Zeit.«

Der Barbier verneigte sich tief und lief nach Haus.

»Was bringst du uns?«, fragte Kamala, die schon auf ihn gewartet hatte.

»Ich habe Land bekommen«, antwortete ihr Mann. »Das wüste Land am Stadtrand ist das Einzige, was der Rajah mir geben wollte.«

»Land!«, rief Kamala empört. »Unbestelltes Land mit Wurzeln und Steinen darin! Land können wir nicht essen! Sollen wir denn hungers sterben?«

»Wir könnten es verkaufen«, erwiderte der Barbier vorsichtig.

»Wer wird uns Brachland abkaufen, wenn es schon der Rajah nicht loswerden konnte«, schimpfte Kamala. »Wir können es auch nicht bestellen, denn wir besitzen keinen Ochsen, der ei-

nen Pflug ziehen könnte, nicht einmal einen Pflug, und wir haben nicht das Geld für Saatgut.«

An diesem Abend ging der Barbier wieder hungrig zu Bett. Kamala schlief nicht, sie dachte nach.

Am Morgen weckte sie ihren Mann beim ersten Hahnenschrei und hieß ihn, ihr zu ihrem Land am Rand der Stadt zu folgen. »Was sollen wir da?«, fragte der Barbier unwillig. »Wir haben nicht mal Schaufeln zum Umgraben.«

Kamala duldete keinen Widerspruch, und als die Sonne aufging, standen beide bei dem weiten Brachland, das steinig und öde vor ihnen lag. »Frau, was hast du vor?«, fragte der Barbier schläfrig.

»Du wirst schon sehen«, entgegnete sie. »Tu nur immer das, was ich tue, dann wird mein Plan gelingen.« Mit diesen Worten nahm sie einen Stock auf, der am Wegesrand lag, betrat das wüste Feld und begann, mit dem Stock im Boden herumzustochern.

Ihr Mann wusste nicht, was das bedeuten sollte, aber da es keinen Zweck hatte, Kamala zu widersprechen, wenn sie zu etwas entschlossen war, nahm er auch einen Stock und tat es ihr nach. Wann immer aber Menschen an dem Feld vorbeikamen, hörte Kamala auf, mit dem Stock den Boden zu beackern, sah in den Himmel und sang ein Lied.